

Chronik einer angekündigten Flucht



Den vielen im Buch genannten Personen, die in den Ministerien, Verwaltungen und Organisationen der Bundesrepublik für uns aktiv waren, wie auch unseren Freunden in der Bundesrepublik und in der ehemaligen DDR, die in all den Jahren zu uns hielten und uns unterstützten, gilt unser Dank.

Allen, die beim Durchsehen des Manuskriptes halfen - ganz besonders Kristin Koschnick - sei für ihre Unterstützung gedankt.

Günter Knoblauch, Neuried/München im November 2021

Bei der zweiten Auflage wurden, wo es sinnvoll erschien, kurze ergänzende Erläuterungen nach Hinweisen von Lesern eingefügt.

Die besonders gekennzeichneten Texte „*Aus MfS-Unterlagen*“ und „*Zeithistorische Kommentierung*“ sind als Anmerkungen zum besserem Verständnis gedacht. Die Texte sind, damit sie sich von Erzähltext besser abheben, kursiv gesetzt.

Die Schreibweise - mit oder ohne Gänsefüßchen - der operativen Vorgänge (OPV) **Elektro** und **Zwiebel** folgt weitgehend der Schriftform in den MfS-Dokumenten.

Bei Auszügen aus Fernschreiben und Protokollen wurde die verwendete Orthografie und Schreibweise beibehalten.

Fotos, Briefe, Dokumente, sonstiges Bildmaterial oder Ausschnitte daraus sind, wenn nicht anders angegeben, aus dem Archiv des Verfassers oder aus BStU-Unterlagen.

Die Nacht ist dunkel, eisiger Wind und Schnee blasen ins Gesicht. Die Kälte hat bereits meine Häftlingskleidung durchdrungen.

Unser Arbeitskommando war auf dem Rückweg zum Zellenhaus. Ich hatte einen Punkt erreicht, wo ich mir sagte: Du darfst jetzt nicht umfallen, denn dann stehst du nicht mehr auf. Ich hatte den Willen: Ich muss hier lebend rauskommen! Ich muss hier rauskommen, ich muss hier rauskommen, ich muss hier ...!

War das die Kraft, die aus dem Hass geboren wird? ¹

¹ Walter Kempowski, „*Im Block*“; Kempowski lässt es den Pfarrer aussprechen, wenn dieser sagt: Er habe noch nie so viel Hass gesehen wie in dieser Anstalt - Knaus Verlag, 1987.

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Die Freunde

Reisen im Ostblock

Wir reisten, wie wir eigentlich nicht durften

Zwei Rucksäcke, aber kein Geld

Jeans für Sex

Vorsicht bei Speisen, die man nicht kennt

Als Reiseleiter für Jugendtourist

Studentenzeit – Wer ist hier in der Partei?

Kollektivierung – Drückerkolonne

Episoden an der Technischen Universität Dresden

Der Feind

In den Fängen der Stasi

Der Kassiber

Die Gegenüberstellung

Tage in der Gefängniszelle

Die Gerichtsverhandlung

Das Gelbe Elend – Bautzen

Anwerbeversuche des MfS

Die Eskalation

Der Generalstaatsanwalt der DDR

Das MfS hört ab
Den Rechtsbruch legalisieren?

Die Flucht

Die angekündigte Flucht
Der Schritt über die Grenze nach Tschechien
Die ungarische Grenze
Flucht nach Jugoslawien
Die Mur - Grenze zu Österreich

Auf der anderen Seite der deutsch - deutschen Grenze

Das MfS reagiert auf meine Flucht

Die Jahre 1971 bis 1974
Fahrten in die DDR
Aus MfS-Unterlagen - „der K. gerät außer Kontrolle“
Der Paketdiebstahl des MfS
Die Akte „OPV Zwiebel“ wird geschlossen

Die Zeit danach - Betrachtungen

Der Makel des Staates DDR
Die DDR - ein Rechtsstaat?
Die verschollenen Tagebücher - die Betrüger
Die Macht des Vergessens

Anhang zu Chronik einer angekündigten Flucht

Über den Autor

Prolog

Am 11. Juni 1971, wenige Minuten nach 5 Uhr morgens, schulterte ich meinen kleinen Rucksack. Darin befanden sich ein paar Butterbrote und ein kleiner Knirps. Mehr hatte ich an diesem Morgen nicht bei mir. Nachdem ich die Wohnungstür verschlossen, die Haustür leise aufgeschlossen und die Schlüssel versteckt hatte, ging ich vorsichtig am offenen Schlafzimmerfenster des Hausmeisters vorbei zum auf die Hauptstraße führenden Nebeneingang. Den hatte ich am Vorabend bereits aufgeschlossen. Ich öffnete ihn lautlos und hielt Ausschau nach beiden Richtungen. Keine Personen oder abgestellten Autos waren zu sehen. Langsam, ganz normalen Schrittes, ging ich los. Niemand folgte mir. Ich war auf der Flucht!

Wie kam es dazu?

Die Freunde

Mit 14 Jahren noch als Schüler radelte ich mit meinem Freund Jürgen von Hamburg durch den Teutoburger Wald bis an den Rhein, die Mosel und nach Stuttgart. Mit dem Abschluss der Schule erfuhr ich, dass nicht alle gleich waren in der DDR. Mit 16 Jahren, während meiner Lehrzeit, überzeugte man mich, dass ich mich schon etwas verbiegen müsste, wenn ich nicht benachteiligt sein wollte – in der DDR! Dankbar bin ich all jenen, die damals schon moderierend eingriffen, Hinweise gaben, da sie oft besser als ich den Spielraum im System DDR überblickten.

Mit 18 Jahren hatte ich deshalb schon einen kleinen Buckel, war aber noch hoffnungsvoll. Worauf? Bald einmal mit

meinem Freund Rainer auf die Zugspitze zu steigen! Mit 21 Jahren kannte ich auch schon Tricks, um im Ostblock zu reisen – was eigentlich nicht ging – und wie man sich ausländische Währung beschaffte, die man eigentlich nicht haben konnte. Mit 22 Jahren befand ich mich in einem Umfeld mit Studenten, die von den Vorlesungen in Marxismus-Leninismus nicht viel hielten und lieber in den Ferien gen Westen in die Alpen, an die Nordsee oder nach Italien gefahren wären anstatt zum herbstlichen Ernteeinsatz in der DDR. Mit 24 Jahren lasen wir, was wir nicht lesen durften. Bücher, für die andere schon ins Gefängnis gewandert waren. Wo? Auch in der DDR.

Wo ich mich nicht hinschicken lassen wollte: Ich simulierte, wie Horst Buchholz als Felix Krull in „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“². Wo man von uns Bekenntnis zum Sozialismus und zur DDR einforderte: Wir bekannnten uns. Wir logen, ohne rot zu werden. Nahmen wir anfangs manches auf die leichte Schulter, fanden es teilweise lustig, reagierten spöttisch, so häuften sich die Erlebnisse, die nachdenklich stimmten.

Das Erleben implizierte fast zwangsläufig die Frage: Wie weit würde ich gehen, mich mit dem System zu arrangieren? Es war absehbar: Der Konflikt mit der sozialistischen Realität in der DDR würde kommen.

Mit dem Bau der Berliner Mauer hatte die DDR-Regierung am 13. August 1961 das letzte Schlupfloch für die Flucht oder einen Ausflug nach dem Westen verschlossen. Jetzt konnte rigoros gegen alles *Nicht-System-Konforme* vorgegangen werden. Man machte uns klar, dass die Freiheiten und Entfaltungsmöglichkeiten, die die DDR gewährte, von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhingen. Wer nicht mitspielte wurde benachteiligt und ausgegrenzt. Die Zeit der Anpassung war gekommen. Wo

war der Gestaltungsspielraum geblieben, von dem ich und meine Freunde träumten?

Wir erkannten: Die *Welt* in dieser DDR ist sehr einfach gestrickt. Sie lebt und entwickelt sich nicht von These und Antithese. Sie ist reduziert auf das ideologische Mantra: der Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus! Sie ist darauf fixiert und darin erstarrt. Der Begriff der Toleranz ist ihr fremd - im System nicht vorgesehen.

Sie, diese DDR, mauerte sich ein, sie mauerte uns ein, sie schränkte alles in ihr ein, sie wurde sehr klein, zu klein für mich. Andere waren schon gegangen, sollte ich nicht auch gehen? Mit 23 Jahren lernte ich Uta kennen. So blieb ich erst einmal. Das ging schief, total daneben. Nein, nicht wegen Uta.

Der Feind

Ich wurde verhaftet und wanderte erst einmal ins Gefängnis. Das war hart. Erlebnisse von der Verhaftung, dem Gefängnis und der Zeit danach: Niedergeschrieben. Die Sicht des MfS in Zitaten aus mehr als 10.000 Seiten: auch niedergeschrieben und kommentiert. Der Leser liest *zeitgleich* die Sicht der Stasi mit. Ich las diese Dokumente zusammen mit Uta, meiner Frau, erst 40 Jahre später bei der Akteneinsicht.

Die Stasi war ausgesprochen fleißig. Der Vernehmer hat alles im Zweifingersystem getippt. Ehrlich, nicht gelogen. Ich war dabei! Ob das produktiv war? Für wen? Für den Sozialismus in der DDR? Daran zweifle ich!

Nach 9 Monaten Untersuchungshaft wurde ich verurteilt. Begründung: Ich hätte „[...] *die politisch-ökonomischen Grundlagen der DDR angegriffen und gefährdet.*“ Gleich zu Beginn hatte die Staatsanwältin beantragt, die

Veranstaltung unter „[...] *Ausschluss der Öffentlichkeit durchzuführen, da es im Interesse und der Sicherheit unseres Staates liegt.*“ War ich tatsächlich so gefährlich? Der Richter schloss sich dieser Auffassung an und verurteilte mich auch noch zusätzlich zur Übernahme der Gerichtskosten. Die Rechnung dafür betrug 12,90 Mark der DDR. Das fand ich sehr preiswert.

Wenn das berüchtigte Gelbe Elend in Bautzen die Häftlinge nicht brechen konnte, gebar es Feinde für das System. Walter Kempowski lässt den Pfarrer in seiner autobiographischen Erzählung „Der Block“³ sagen: *„Er habe noch nie so viel Hass gesehen wie in dieser Anstalt.“*

Nach der Haft stellte ich erfolglos Ausreiseanträge nach der Bundesrepublik. Mit dem Bekanntwerden der Ausreiseanträge wurde ich arbeitslos. Mein akademischer Grad wurde wegen Betrugs aberkannt. Inzwischen war unser Sohn Henrik geboren. Über meine beabsichtigte Flucht informierte ich den Generalstaatsanwalt der DDR. Meine Situation wurde immer gefährlicher. Würde man mich vielleicht wegen asozialer Lebensweise in die Arbeitserziehung⁴ stecken? Es war Zeit zu gehen und ich ging! Doch der Weg war lang und weit. Sehr weit! Meine Flucht war die Ultima Ratio.

Die Flucht

Die Flucht war folgerichtig, wenn man die Vielfalt persönlicher Erlebnisse und Ereignisse - angefangen von der Schule über die Lehre, die Reisen in den Ostblockländern, das Studium - wie auf einer Perlenkette aneinanderreihet. Gab es noch Zweifel, ob ich gehen sollte, dann beseitigten Stasi und Gefängnishaft diese.

Eines Tages im Morgengrauen beginnt die abenteuerliche Flucht aus Dresden über vier Grenzen in die Bunderepublik -

teils allein auf mich gestellt und teils mit Hilfe von Freunden. Nichts läuft wie geplant. Immer wieder stand der Erfolg auf des Messers Schneide.

Bei der Ankunft in der Bundesrepublik wurde ich überrascht: Ich war nicht so allein gewesen, wie es mir in meiner Isolation in der DDR erschien. Was erst viele, sehr viele Jahre später beim Blättern in den tausenden Seiten Stasi-Akten sichtbar wurde: Nach meiner Flucht beginnt beim MfS ein gewaltiger Überwachungsapparat anzulaufen: die **Operation „Zwiebel“**. Mit unfassbarem Aufwand werden operative Pläne aufgestellt, Maßnahmen eingeleitet, IM (Spitzel) geworben und angesetzt....

Und dann eines Tages, ein Anachronismus der Geschichte, trifft beim MfS in Dresden ein Schreiben ein: *„[...] möchte ich Sie darüber informieren, [...], dass der legale Verzug (Anm. meine Familie) erteilt wurde. [...] Entsprechend Ihren operativen Mitteln und Möglichkeiten sind die Maßnahmen in geeigneter Weise abzusichern.“* Ein Hammerschlag - man wollte es beim MfS in Dresden nicht glauben!

Die Zeit danach - Betrachtungen

Wie wird mein Resümee für die Zeit der Jahre des Erwachsenwerdens in der damaligen DDR aussehen? War die DDR *der* Unrechtsstaat schlechthin? An der Verklärung mit dem Argument: *„War doch nicht alles schlecht und außerdem ...“* wird gearbeitet. Es geht um die geschichtliche Deutungshoheit. Deshalb ist die Aufarbeitung, wie sie von den Mitarbeitern der BStU geleistet wurde und wird, so wichtig!

Meine Erlebnisse habe ich nicht niedergeschrieben für *„[...] die es wissen ...“* sondern: *„für die Generationen nach uns.“*

Damit mache ich mir einen kommentierenden Satz von Lutz Rathenow ⁵ zum Manuskript zu eigen.

² Buch und Verfilmung des gleichnamigen Romans von Thomas Mann, 1957 mit Horst Buchholz.

³ Walter Kempowski, „*Im Block*“, Knaus Verlag, 1987

⁴ § 249. Beeinträchtigung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit durch asoziales Verhalten. (1) Wer das gesellschaftliche Zusammenleben der Bürger oder die öffentliche Ordnung und Sicherheit beeinträchtigt, indem er sich aus Arbeitsscheu einer geregelten Arbeit entzieht, obwohl er arbeitsfähig ist, wird mit Verurteilung auf Bewährung, Haftstrafe oder mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren bestraft. Inwieweit dieser Paragraph gegen als politisch Unzuverlässige beziehungsweise als feindlich gegen die DDR eingestellte Personen Anwendung fand ist mir nicht bekannt. Es wurde gegen mich als Drohmittel eingesetzt.

⁵ Lutz Rathenow, Lyriker und Prosaautor, Sächsischer Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur 2011-2021

Die Freunde

**Reisen im Ostblock
Studentenzeit**



Am Agirow See im Pirin Gebirge in Bulgarien

Reisen im Ostblock

Wir reisten, wie wir eigentlich nicht durften

Die Tür nach Bulgarien: Wie schaffte man das, was es damals eigentlich nicht gab? So einfach den Rucksack packen und sagen, jetzt fahre ich nach Bulgarien, das ging 1960 nicht.

Gehen wir noch ein paar Jahre in der Zeit zurück. 1954 war es für DDR-Bürger noch möglich, auch als Schüler oder Lehrling, eine Reisegenehmigung nach dem Westen zu erhalten. Mit einem Freund radelte ich von Hamburg bis Stuttgart. Das war Abenteuer und zugleich ein erster Blick in die weite Welt. Wir träumten von mehr und weiter entfernten Zielen. Im nächsten Jahr wollten wir in die Alpen, auf die Zugspitze und dann zum Gardasee. Wir planten und träumten. Doch 1955 gab es keine Reisegenehmigungen mehr nach dem Westen. Wir wurden gezwungen uns zu arrangieren, mit dem was die DDR uns bot. Wir fuhren mit Fahrrad und Zelt zur Ostsee und an die Mecklenburger Seen. Es begann die Zeit des Pendelns zwischen Frust und Hoffen. Sollte man nicht doch abhauen?

Wir schrieben inzwischen das Jahr 1960. Für eine Reise mit Jugendtourist in die Hohe Tatra in der Tschechoslowakei hatte ich einen Platz bekommen. Jugendtourist war ein Ableger des Reisebüros der DDR für Reisen von Jugendlichen in die umliegenden Länder Tschechoslowakei, Polen und Ungarn. Wenn ich *bekommen* sage, dann bedeutete das, mein Lehrbetrieb hatte ein kleines Kontingent an Plätzen erhalten. Bei der Vergabe konnten alle im Betrieb anwesenden Organisationen mitreden: Die Freie Deutsche

Jugend (FDJ), die Gewerkschaft und ich weiß nicht mehr, wer noch alles. Die Anzahl der Plätze? Das konnten einer, oder auch drei für Hunderte Betriebsangehörige sein und dann natürlich nur für Jugendliche – der Veranstalter hieß ja Jugendtourist. Der Begriff Jugendliche war in der Vergabep Praxis weit gefasst. Den einzigen Platz für ein Zeltlager in der Hohen Tatra hatte ich bekommen.

Das Zeltlager stand in Nový Smokovec, einer kleinen Ortschaft am Fuße der Hohen Tatra. Es waren Gruppen aus anderen sozialistischen Ländern und auch eine Gruppe aus Frankreich anwesend. Kontakte zu den anderen Gruppen hatten wir nicht. Ich hatte den Eindruck, dass es nicht gewollt war. In meiner Reisegruppe war Eva, ein nettes Mädchen aus Pirna bei Dresden. Von ihr kam der Tipp, wie man privat nach Bulgarien reisen könne. Man benötigte dafür eine private Einladung für den jedes Jahr in Sofia stattfindenden Esperanto-Kongress. Sie sei mit dem Leiter der bulgarischen Esperatogruppe befreundet und könne auch für mich eine Einladung zum Kongress im nächsten Jahr beschaffen. Also lernte ich schnell ein Minimum an Esperanto, falls bei unseren Behörden jemand das Ganze verdächtig finden würde.

Die Zeit verging schnell. Im Frühjahr 1961 hatte ich die Einladung zum Kongress in Sofia. Die Einladung war ein großes Blatt DIN A4. Der Text war in kyrillischer Schrift abgefasst. Lesen konnte ich die Einladung, da wir in der Schule Russisch lernten. Auf der Einladung befanden sich viele Stempel. Stempel waren immer gut – sie verliehen jedem Stück Papier Größe und Autorität. Der Inhalt der Einladung besagte, dass ich zum Esperanto Kongress in Sofia eingeladen sei und mein Gastgeber, Bogdan Vladimirow, alle Kosten für die Zeit meines Aufenthaltes übernehmen würde. Der letzte Punkt war der eigentliche Schlüssel für die Tür nach Bulgarien: Die volle Übernahme

aller Kosten. Es gab damals keine offizielle Möglichkeit Mark der DDR in Lewa, die bulgarische Währung, umzutauschen. Die DDR hatte keine Devisen für den privaten Tourismus und wohl auch kein sehr großes Interesse an Privatreisen ihrer Bürger. Wenn schon reisen, dann organisiert in einer Gruppe. Auf diese Weise hatte man die Teilnehmer unter Kontrolle.

Mit dem Gastgeber wurde vereinbart, dass er - oder Freunde von ihm - bei einer Reise in die DDR dann hier Mark der DDR bekommen würden.



Reiseanlage in für die Reise 1961 nach Bulgarien.



Rückseite der Reiseanlage

Nachdem ich bei der Volkspolizei – nach Vorlage der „offiziellen“ Einladung – die Reisegenehmigung erhalten hatte, das war ein mehrfach im Format A4 gefaltetes Blatt Papier, musste zuerst das Visum für Bulgarien – auch wieder unter Vorlage der Einladung – auf der bulgarischen Botschaft besorgt werden. Hatte man die Aufenthaltsgenehmigung für Bulgarien in der Reiseanlage eingestempelt, dann ging es an die Besorgung der Transitvisa zu den Botschaften der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Jugoslawien.

So reiste ich im Sommer 1961 nach Sofia und traf mich mit meinem Gastgeber. In diesem Sommer wurde der Grundstein für weitere Reisen nach Bulgarien, Rumänien, Polen und Ungarn gelegt. Mit diesen Reisen kamen bereits die ersten Zweifel, ob das so alles stimmte, was man uns in der DDR zu vermitteln versuchte. Die sichtbaren Realitäten und die Gespräche mit den Menschen unterwegs: Es passte nicht zusammen.

Mein Reisegepäck und die Sprachen

Damals hatte man Rucksäcke – in des Wortes wahren Sinn: Einen Sack, der auf dem Rücken hing, wenn man ihn mit heutiger Ausrüstung vergleichen würde. Meiner zeichnete sich durch eine etwas stabile Form aus. Er besaß bereits ein festes Rückenteil. Durch noch ein- und aufgenähte Taschen und Fächer, dazu noch einige zusätzliche Riemchen war es ein damals ungewöhnliches Reiseutensil geworden. So wundert es nicht, dass ich auf den Reisen angesprochen wurde, ob ich ihn nicht verkaufen würde.

Die zusätzlichen Fächer waren das Ergebnis von Erfahrungen auf meiner ersten Auslandsreise in die Hohe Tatra. In diesem Rucksack musste ich eine 16 mm Filmkamera, zwei Filmkassetten für je 1,5 Minuten Spieldauer (etwa 10 Szenen je Kassette) und einige Filmdosen unterbringen. Das Prozedere des Filmwechsels lief dann so ab: Die Kassetten schraubte ich nachts in einem schwarzen Säckchen auf und entnahm die belichteten Filmspulen. Es war anschließend eine mühsame Arbeit, den neuen Film in die Filmführungen der Kassette nur nach Gefühl einzufädeln. Die 16 mm Filmkamera war in diesem Jahr meine *Zusatzausrüstung* für die Reise. Meine ersten Versuche hatte ich mit einer Super 8 mm Filmkamera in der Hohen Tatra unternommen.

Dazu kam dann noch meine Standardausrüstung für alle Reisen: Eine Spiegelreflexkamera, eine Praktina mit 2 Wechselobjektiven. Die Praktina war eine der ersten System-Spiegelreflexkameras der Welt. Damit war der Rucksack eigentlich fast voll. Es blieb noch Platz für ein Handtuch, ein Hemd und ... Nein, viel mehr ging beim besten Willen nicht hinein.



Nessebar 1961, das mittlere Fenster in der linken Haushälfte war mein Zimmer.

Bei der ersten Reise nach Bulgarien hatte ich schnell festgestellt, dass Russisch zur Verständigung nicht nur in Bulgarien - Bulgarisch ist dem Russischen in Schrift und Sprache verwandt -, sondern auch in Ungarn, Rumänien und der Tschechoslowakei ein Muss war. Ich bedauerte, in der Schule wenig Wert auf das Lernen dieser Sprache gelegt zu haben. Mit meinen Russischleistungen hatte ich mich im unteren Drittel der Klasse bewegt. Wenn ich ganz ehrlich bin, wohl noch etwas weiter hinten. Es kann auch sein, dass ich das Schlusslicht der Klasse bildete. So begann ich jetzt systematisch meine Sprachkenntnisse zu erweitern. Während des Studiums kam noch die Reiseleitertätigkeit für Jugendtourist hinzu. Auch da war für den Umgang mit den Reisegruppen aus den Ostblockländern Russisch notwendig.

Der Orient Express

Nach dem Süden fuhren wir – nur bei der ersten Reise war ich allein unterwegs – mit dem Orient Express. Der ging von Berlin⁶ nach Prag und weiter nach Budapest – hier stiegen die meisten aus. Ab Budapest überwogen ungarische Reisende nach Bukarest. Von Bukarest nach Sofia waren dann nicht mehr so viele Reisende unterwegs. Dort endete er. Wer kannte nicht den Kriminalroman von Agatha Christie „Mord im Orient-Express“? Wir verbanden den Namen des Zuges mit Romantik von der weiten Welt. Wäre schon schön gewesen, wenn er in Anlehnung an die historischen Streckenführungen über Wien, Belgrad – wenigstens einmal für uns – bis nach Istanbul gefahren wäre.

Auf den Reisen nach Bulgarien unterbrachen wir in den Hauptstädten Prag, Budapest und Bukarest die Fahrt. Wir trafen uns mit dortigen Freunden oder besichtigten die Städte. Als wir dann abends nach solch einem ganztägigen Stadtbummel den nächsten Orientexpress wieder bestiegen, waren wir so richtig müde. Eigentlich hatten wir nur noch das Bedürfnis, irgendwie flach liegen. Anderen Reisenden ging es ähnlich wie uns. So wunderte es nicht, wenn sich einfach hier und da einer im Zug in den Gang gelegt hatte. Hauptsache liegen.

Bei einer Reise mit zwei Studentinnen meiner Studiengruppe nach Bulgarien, hatten wir herausgefunden, dass die Gepäcknetze über den Sitzbänken eigentlich zu „kostbar“ waren, um sie mit Gepäck voll zu stopfen. Wir schichteten Gepäck um. Dann konnte immer einer im Gepäcknetz schlafen, sagen wir besser, da oben liegen. Die Gepäcknetze in den Zügen bestanden damals aus drei gusseisernen Halterungen. Jeweils eine Halterung an der Tür, an der Fensterseite und die mittlere Halterung dazwischen. Alle drei Halterungen waren mit einem geknüpften Netz verbunden – daher der Name Gepäcknetz.

Es bot sich als Schlafstelle für die lange Zugfahrt Richtung Bukarest an. Einen Wehrmutstropfen allerdings gab es: Es war der mittlere gusseiserne Träger der Probleme machte. Entweder befand er sich auf Höhe der Hüfte oder er drückte – je nachdem, wofür man sich entschieden hatte – mit voller eiserner Härte in die Rippen oder in den Oberschenkel.

Bei Freunden in Budapest

In Budapest lernte ich Laszlo, einen Studenten, kennen. Er nahm mich mit zu sich nach Hause. Ein großes Haus aus der Gründerzeit mit einem mächtigen Innenhof, die Wohnungszugänge alle vom Innenhof über Galerien erreichbar. Es gab sogar einen Lift, wie man ihn aus alten Filmen kannte: Einen Drahtkäfig mit einer eisernen Gitterschiebetür mitten im Treppenaufgang, ein schöner historischer Personenaufzug. Bei Lazlo schlief ich – auch noch in späteren Jahren – auf dem Sofa in der guten Stube.

Ganz besonders angetan hatten es mir die Geschäfte in der Váci utca. Was es da alles gab! Die Váci utca war damals für mich – später auch für viele DDR-Bürger – ein Paradies. Da gab es Buchgeschäfte! Da gab es deutsche Literatur aus dem Westen, wunderschöne Kunstbände vom Knauer Verlag über die Gemäldegalerien der Welt. Wieso gab es das in Budapest und nicht in Dresden? Wahrscheinlich weil keiner nach Paris, Madrid oder Florenz reisen durfte, um die dortigen Museen zu besuchen. Viele Bücher meiner späteren Bibliothek stammen noch von dort.

Die Verpflegung machte mir auf den Reisen keine Probleme, solange ich mich selbst versorgte. Ich fand immer etwas zum Essen. Schwierig konnte es werden, wenn ich eingeladen war. Ein Erlebnis aus Ungarn: János, ein freundlicher Ungar so etwa 40 Jahre, hatte mich eingeladen. Wir hatten uns im Zug von Budapest zum Balaton kennengelernt. Auch er wollte mir meinen Rucksack

abkaufen. Er würde mir auch einen Karton für meine Sachen besorgen und da ich ja schon auf der Heimreise sei Es blieb bei einer Einladung in Budapest. Ich nahm an.

Und so erwarteten mich eines Tages János ganze Familie und noch sein Schwager mit dessen Familie in Budapest. Sie hatten eine Tafel vorbereitet mit allem, was die ungarische Küche hergab. Auf der Tafel lagen ungarische Salami und ungarischer Schinken, schön auf kleinen Brötchen zurechtgemacht. Hier lief ich in ein ernsthaftes Problem: Ich war Vegetarier! Ich hatte keine Chance. Klärte mich auf, dass eine ungarische Salami und ein ungarischer Schinken auch jeden Vegetarier bekehren würden. Mein Stoßgebet: Gott hilf mir aus dieser Situation, blieb ungehört. Warum sollte er auch: Ich war ja aus der Kirche ausgetreten. Ich musste, ob ich wollte oder nicht. Ein Biss in die Salami. Ja, scheint essbar zu sein, eigentlich nicht schlecht, schon gut, doch sehr schmackhaft. Und so esse ich, der Vegetarier, bis heute als einzige Wurst Ungarische Salami.

Das Schwarze Meer - Bulgarien und die dortige Stasi

Auf meiner Reise 1963, wieder zu einem Esperanto-Kongress nach Bulgarien, begleitete mich Volker Glatzer. Wir studierten zusammen an der TU Dresden. Diese Reise gehört zu denen, die ich auch nach 60 Jahren sehr gut in Erinnerung behalten habe. Während meiner Untersuchungshaft bei der Stasi hatte ich Zeit, sie in vielen Details aus der Erinnerung zurückzuholen.

Etwas übermüdet trafen wir gegen 6 Uhr morgens mit dem Zug in Varna ein. Wir schulterten unsere Rucksäcke und gingen vom Bahnhof die wenigen hundert Meter in Richtung Meer zum Strand. Schauten nach einem ruhigen Plätzchen und legten uns erst einmal einfach in den Sand. Wir hatten vor, einen Tag in Varna zu bleiben. Wir

überlegten, wo wir mit der Suche nach einem Zimmer am besten anfangen sollten. Ein älterer Bulgare hatte uns schon einige Zeit beobachtet und kam jetzt zu uns und sprach uns an. Wir waren, wegen der mehr oder weniger durchwachten Nacht, noch nicht so richtig in Gesprächslaune. Doch der Bulgare redete weiter auf uns ein, wiederholte immer wieder „wolnolom, wolnolom“⁷. Wir verstanden nicht so recht, was er uns mitteilen wollte, es musste jedoch mit der Mole, dem Wellenbrecher und dem Meer zusammenhängen. Wir hatten es uns nahe bei einem betonierten Wellenbrecher gemütlich gemacht. Vermutlich wollte er uns sagen, wir sollten hier nicht baden. Das hatten wir auch nicht vor. Wahrscheinlich wollte er uns sagen: Zu gefährlich, wer weiß.

Warum sollten wir ihn nicht nach einem Zimmer fragen? Also fragten wir ihn – auf Russisch. Er blühte auf und sagte, dass er da etwas wüsste, wir sollten mitkommen. Aber vorher wollten wir eine Bank aufsuchen, um unsere Reiscoupons einzulösen. Doch um diese Zeit hatte noch keine Bank offen. Deshalb entschieden wir: Schauen wir erst einmal, wo uns der „Wolnolom“ hinführt. Die Coupons wechseln wir später ein.

Da es zwischen den sozialistischen Bruderländern für Privatleute keine Möglichkeiten gab, Geld in andere Währungen zu wechseln, war jede Reise ein Problem. Deshalb hatte die DDR-Regierung diese sogenannten Reiscoupons eingeführt. Damit sollte dem DDR-Bürger ermöglicht werden, auf seiner Reise unterwegs sich eine kleine „Zehrung“ in lokaler Währung leisten zu können. Jeder von uns hatte diesen sogenannten Reisegeldcoupon im Wert von 32 Mark der DDR dabei. Dieser Coupon hatte kleine Abrisse über x-Mark der DDR. Diese 32 Mark der DDR mussten für alle Länder, durch die wir reisten – Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien Bulgarien – reichen.

Also erhoben wir uns und folgten „Wolnolom“. Einfachheitshalber hatten wir ihm gleich diesen Namen gegeben. Er führte uns in die nahe am Strand gelegene Siedlung. Die Siedlung bestand überwiegend aus ebenerdigen und auch Häusern mit einem Stockwerk. Er sprach hier und da mit den Leuten. Schließlich landeten wir bei einem Haus, wo uns ein Zimmer gezeigt wurde. Einfach ausgestattet mit 2 Betten, einem Tisch, zwei Stühlen und ein Waschbecken. Was wollten wir mehr. Das passte für uns.

Doch so einfach war es nicht. Die Gastgeberin sagte uns, dass sie uns so nicht aufnehmen dürfe. Wir müssten uns erst im Büro für Tourismus im Zentrum anmelden. Dort würden wir einen Propusk erhalten. Damit meinte sie sicher irgendeine Anmeldung mit Stempel.

Wir zogen nun mit Wolnolom und der Gastgeberin zum etwa einen Kilometer entfernten Büro. Ein großer Raum mit einem Tresen, dahinter saßen zwei Frauen. In der einen der öffentlichen Raumecken befand sich ein kleiner runder Tisch mit zwei schäbigen Sesseln. Wolnolom und die Gastgeberin diskutierten mit einer der beiden Damen hinter dem Tresen. Diese hatte unsere Personalausweise (Pässe gab es für den Ostblock nicht) und unsere Reiseanlagen vor sich liegen. Die Reiseanlage war ein doppeltes Faltblatt, mit unseren persönlichen Daten. Auch alle Visa der Transitländer mit den Ein- und Ausreisestempeln der Grenzübergänge, die wir seit Dresden passiert hatten, waren enthalten.

Irgendwann schien alles geregelt zu sein, wir konnten sogar einen Coupon eintauschen. Für den Quartierschein bezahlten wir für die hier erfolgte Vermittlung eine geringe Gebühr. Dann waren wir fertig.

Als wir aus dem Büro herausgingen raunte mir Wolnolom zu: „Sigurnosth, Sigurnosth“ - das war das Stasi-Äquivalent in

Bulgarien. Ich hatte die Sigurnosth jedoch schon gesehen. Während wir an der Theke mit der Dame sprachen, war eine Frau in den Raum gekommen und hatte im Sessel bei dem kleinen Tisch Platz genommen. Ich bemerkte, dass sie mehrmals eine Spiegelreflexkamera hochhob und uns fotografierte. Volker hatte es nicht bemerkt und ich sagte ihm auch nichts, er hätte Ärger machen können. Die bulgarische Stasi hatte uns mehrfach abgelichtet. Nun würde man vermutlich in allen Fahndungsbüchern nachschauen.

Bei Wolnolom bedankten wir uns sehr herzlich für seine Hilfe, verabschiedeten ihn oder besser: schüttelten ihn ab. Er hätte uns sonst keine Minute allein in Varna gelassen. Anschließend gingen wir mit der Gastgeberin zu ihrem Haus.

Zwei Rucksäcke aber kein Geld

In Varna hatten wir uns Fahrkarten für das Fährschiff nach Burgas gekauft. Die Fähre war ein recht großes Schiff. Sie nahm auch Güter mit an Bord, die dann unterwegs wieder entladen wurden. Nach 5 Stunden Fahrt legte das Fährschiff in Nessebar – einem aufsteigenden, damals noch kleinen Touristenort – wieder einen Zwischenstopp ein. Der alte Ort Nessebar liegt etwas erhöht vom Hafen auf einer kleinen Landzunge. Im Ort sind Reste einer byzantinischen Festung, eine Kirche aus dem 5. Jahrhundert und vor allem sehr schöne alte Häuser in typischer Holzbauweise zu sehen. Volker wollte während der Ladearbeiten schnell in den Ort gehen und ein paar Fotos machen. Ich sagte, dass die Zeit bis zum Ablegen der Fähre zu kurz sei. Doch Volker meinte, die Durchsage hätte auf 20 Minuten Aufenthalt hingewiesen. Er schnappte sich seinen Fotoapparat und schon war er runter vom Schiff. Ich sah ihn die kurze Mole entlanglaufen, dann die etwa 40 Treppen hinauf zum Ort. Dann war er zwischen den kleinen Holzhäusern verschwunden.

Ich kannte Nessebar von meiner ersten Bulgarienreise im Jahr 1961. Für mich war der Aufenthalt damals nicht so erfreulich gewesen. Schon am zweiten Tag lag ich mit einer Alkoholvergiftung im Krankenhaus. Wie konnte das passieren? Ich war morgens in Nessebar angekommen. Nach einem ersten Rundgang durch den Ort zog es mich an den kleinen Strand unterhalb der Ortschaft. Da traf ich auf die bulgarische Familie, die mit mir in der gleichen Pension wohnte. Der Mann hatte Taucherbrille, Schnorchel und Flossen dabei. Er bot sie mir an. Ich nutze das Angebot intensiv. Es war fantastisch, das Wasser war klar, alles war neu.

Abends merkte ich, mein Kopf machte Probleme. Irgend so ein undefinierbarer Druck, eine Spannung. Gegen 10 Uhr abends wurde der Druck im Kopf so stark, dass ich aufstand, meinen Gastgeber aufsuchte und ihm erklärte, was los sei. Ich müsse einen Arzt aufsuchen. Also zogen wir beide los zum Arzt. Der wohnte nicht weit entfernt. Als wir zu dessen Haus hinkamen ging gerade im ersten Stock das Licht aus. Mein Gastgeber rief, das Fenster wurde geöffnet. Der Gastgeber an meiner Seite und der Doktor oben am Fenster im ersten Stock diskutierten. Ich vermutete, es ging um mich - hoffte ich wenigstens. Das Fenster ging zu. Mein Gastgeber nahm mich am Arm und wir gingen. „*Wohin?*“, fragte ich. Er sagte, der Doktor habe gesagt: „*Kein Problem, zu viel Sonne auf Kopf, Meer auch nicht gut für dich.*“

Er zog mich in einer Kneipe gleich an die Theke und er bestellte „sto gramm vodka“ (100 Gramm Vodka). Sto gramm war die einzig wahre Einheit für echte Trinker. Ich protestierte. Er redete und redete. Da ich schon beträchtlich angeschlagen war, resignierte ich und trank das Glas aus. So schnell konnte ich gar nicht schauen: Das Glas war schon wieder voll. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie er mir die Argumente des Doktors vermittelte. Ich kippte das

zweite Glas hinunter und wollte gehen. Nein, „vratsch skazal“ (der Doktor habe gesagt) ... Also noch ein Glas.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Gläser wir noch geschluckt haben. Immer „sto gramm“. Mir war es zuletzt schon egal. Mein Widerstand war zusammengebrochen. Irgendwie hatten wir es dann auch noch geschafft, wieder zu seinem Haus zu finden. Nachts bekam ich dann Brechkrämpfe, der Kopf war wie unter einem Betonklotz. Mit anderen Worten: Mir ging es miserabel.

Deshalb habe ich mich früh gleich in die kleine Poliklinik geschleppt. Dort war ich kurz vor dem Ende – so war mein Eindruck. Brech- und Würgekrampf schüttelte mich. Ich erbrach grüngelben Gallensaft. Sie holten gleich zwei Ärzte. Ich verstand noch die Fragen, was ich gemacht und ob ich einen Verdacht hätte. Sprechen konnte nur noch undeutlich. Ich zeigte auf meinen Kopf. Versuchte das mit dem Tauchen vom Vortage mit Gestik zu vermitteln. Mehr war mir nicht mehr möglich. Ich bekam gleich Spritzen, Infusion und wenige Minuten später lag ich in einem der 4 Betten, die es im Haus gab. Eine Nahrungsaufnahme war mir nicht möglich. Bei der nächsten Visite suchten die Ärzte nach einer Erklärung. Alle Anzeichen deuteten an einen Sonnenstich, Kreislaufversagen und noch irgendetwas anderes hin. Den Ärzten hatte ich kein einziges Wort über die Kneipe und die mehrfachen Portionen „sto gramm“ gesagt. Es war mir so peinlich, dass wahrscheinlich mein Magen und die Galle gegen den Alkohol rebelliert hatten. Am dritten Tag ging es mir besser. Ich verhandelte wegen meiner Entlassung. Man wollte mich nicht gehen lassen.

Ich war ja aber nicht hier, um im Bett zu liegen. Wir einigten uns: Ich durfte gehen, musste jedoch jeden Tag früh und abends mich im Krankenhaus melden. Dann zog ich los in Richtung meines Quartiers. 50 Meter schaffte ich in einem Stück, dann musste ich mich erstmal auf die Straße setzen und eine längere Pause einlegen. Dieses Erlebnis ging mir